

Der Moorhof.

Roman von **Ferdinand Hermann.**

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

„Ach, wenn ich ein Mann wäre, so wollte ich Helene bald genug gefunden haben!" rief Hertha Armbrecht aus. „Es wird nicht einmal nöthig sein, große Entdeckungsreisen zu diesem Zwecke zu machen. Nach ihrem Benehmen an jenem letzten Tage zweifle ich nicht, daß sich Helene ganz in der Nähe aufhält. Sie nimmt einen zu innigen Antheil an Gerhard Freising's Geschick, und sie ist zu fest von seiner Unschuld überzeugt, als daß sie nicht versuchen sollte, für seine baldige Befreiung thätig zu sein. Ich habe ja mit Verwunderung gesehen, welcher Entschlossenheit und Thatkraft sie bei all' ihrer Zartheit und Schüchternheit fähig ist."

Ramin's gelbliches Gesicht hatte sich für einen Moment höher gefärbt.

„Es ist doch wohl nicht anzunehmen, gnädiges Fräulein, daß Ihre Cousine Beziehungen zu einem Menschen unterhalten sollte, der dringend verdächtig ist, ihren Verlobten ermordet zu haben."

„Aber ich sage Ihnen ja, daß sie von seiner Unschuld überzeugt ist, und daß auch ich nicht an seine Schuld glauben kann. Freising ist Helenens Jugendfreund und vielleicht ist er ihr sogar mehr als das. Warum sollte es dem erfinderischen Scharfsinn der Liebe nicht gelingen, die Beweise für seine Schuldlosigkeit zu finden oder den wahren Thäter zu entdecken?"

„Ich meine doch, dies könnte unter keinen Umständen die Aufgabe einer schutzlosen jungen Dame sein, und so freudig ich Blut und Leben einsetzen würde, wenn es sich wirklich darum handelte, Ihnen, Fräulein Hertha, einen Dienst zu leisten, so wenig kann ich mich dazu verstehen, unter solchen Verhältnissen den Berather und Schützer Ihrer Cousine zu machen. Die Verehrung und unbedingte Hochachtung, welche

Ansicht von Thun. (S. 259)

ich für Ihren ausgezeichneten Herrn Vater empfinde, und die Rücksicht auf den Namen, welchen ich trage, machen es mir leider ganz und gar unmöglich.“

Hertha war abwechselnd blaß und roth geworden. Mochten auch die Hoffnungen, die sie auf die Bereitwilligkeit des Grafen gesetzt hatte, nicht frei von leisen Zweifeln gewesen sein, so hatte sie eine so bestimmte, in beinahe heftigem Tone ausgesprochene Abweisung doch sicherlich nicht erwartet. Den schönen Kopf trotzig in den Nacken zurückwerfend, war sie eben im Begriff, ihm eine herbe und gereizte Antwort zu geben, als der Eintritt des Dieners sie zum Schweigen nöthigte.

„Dieser Herr bittet um die Ehre des Empfanges!“ meldete er, indem er Frau Armbrecht eine Visitenkarte überreichte.

„Guido v. Reichenbach, Assessor beim Landgericht“ — las diese mit einiger Verwunderung. „Kennst Du den Namen, Hertha?“

„Allerdings! Aber wir können den Herrn unmöglich empfangen. Warum haben Sie ihn denn nicht bei meinen Vater eingeführt, Friedrich, statt ihn uns zu melden?“

„Der gnädige Herr ist mit dem Oberinspektor nach dem Vorwerke gefahren, und kann vor Ablauf einer halben Stunde kaum zurück sein.“

„Und Sie haben den Herrn Assessor davon unterrichtet?“

„Zu Befehl! Er meinte jedoch, es handle sich um eine dringende Angelegenheit, und er habe einen Auftrag auszurichten.“

„Dann gestatten Sie mir vielleicht, mich zurückzuziehen,“ bemerkte Ramin, der sich bereits erhoben hatte; doch Hertha hinderte ihn daran in ihrer energischen, fast gebieterischen Weise.

„Nein, Herr Graf!“ sagte sie rasch. „Ich bitte Sie im Gegentheil, zu bleiben. Dieser Herr möchte sonst zu der Annahme gelangen, daß Sie sich vor ihm fürchten.“

Damit war dem Grafen freilich jede Möglichkeit abgeschnitten, sich zu entfernen. Sein Gesicht zu einem Lächeln zwingend, blieb er hinter seinem Sessel stehen; aber seine Fingerspitzen bohrten sich tief in den Sammetüberzug des Polsters.

In ruhiger, höflich gemessener Haltung betrat Guido v. Reichenbach den Salon. Mit einer artigen Verbeugung begrüßte er die beiden Damen; über den Grafen Ramin aber streifte sein Blick dahin, als wäre da, wo er stand, nur leere Luft gewesen.

„Der Auftrag, welcher mich hierherführt,“ sagte er, gegen die Frau des Hauses gewendet, „richtet sich zwar in erster Linie an Herrn Armbrecht; da ich diesen aber leider nicht anwesend finde, darf ich mir wohl erlauben, das mir anvertraute Gut in die Hände seiner Gattin zu legen.“

„Im Namen meiner Mutter, der es vom Arzte untersagt ist, viel zu sprechen, bitte ich Sie darum, Herr Assessor,“ fiel Hertha ein, da sie die Hilfe suchende Unentschlossenheit in Frau Armbrecht's Mienen sah. „Aber ich weiß nicht, ob die Herren schon miteinander bekannt sind. Herr Assessor v. Reichenbach — Herr Graf —“

„Es bedarf keiner Vorstellung, mein Fräulein,“ unterbrach sie Guido mit absichtlicher Schärfe. „Sie werden sich erinnern, daß ich Ihnen mittheilte, dem Herrn schon bei anderer Gelegenheit begegnet zu sein.“

Auch jetzt hatte er dem Grafen keinen Blick gegönnt. Ramin fühlte, daß er sich gegen diese offenbare Geringschätzung auflehnen müsse, wenn er nicht seine ohnedies stark erschütterte Stellung in Hertha's Gunst völlig einbüßen wolle.

„In der That, mein Herr, ich erinnere mich nicht, jemals das Vergnügen gehabt zu haben,“ erwiederte er mit hochmüthiger Miene, „es sei denn, daß Sie von dem Feste des Herrn Armbrecht sprechen.“

„Ist Ihr Gedächtniß wirklich so schwach, so dürfte hier nicht der rechte Ort sein, demselben in geeigneter Weise zu Hilfe zu kommen. Auch bezweifle ich, meine Damen, daß es zweckmäßig sein möchte, im Beisein dieses Herrn eine Angelegenheit zu berühren, welche immerhin zu den intimeren gehört. Ich bitte, mich meines Auftrages ohne Zeugen entledigen zu dürfen.“

Hertha hatte aufmerksam von Einem zum Anderen geblickt. Sie wünschte offenbar, in dieser Stunde volle Klarheit zu erlangen, und darum antwortete sie mit nachdrücklicher Betonung: „Der Herr Graf ist ein Freund unseres Hauses, und ich wüßte nicht, wie wir dazu kommen sollten, vor ihm eine Angelegenheit geheim zu halten, welche so wenig intimer Natur ist, daß selbst Sie, Herr Assessor, Kenntniß davon erhalten konnten.“

Der Assessor verbeugte sich ohne weiteren Widerspruch.

„Ihre Wünsche sind hier natürlich entscheidend,“ sagte er ruhig. „Mein Oheim, der Landrichter Holleben, ist es, der mich sendet. Er hat in seiner Eigenschaft als Untersuchungsrichter in der Kreuzkamp'schen Mordsache die Bekanntschaft Ihrer jungen Verwandten, des Fräuleins Helene Dörenberg, gemacht, und diese Dame hat ihn damit betraut, eine von Herrn Armbrecht in Gollnow irrthümlich zurückgelassene Geldsumme von dreitausend Mark dem Eigenthümer wieder zuzustellen. Durch ein Versehen, für welches ich im Namen meines Onkels um Verzeihung bitte, blieb das Couvert mit dem Gelde zwei Tage lang unter einem Aktenbündel unbemerkt auf seinem Schreibtische liegen, und ich glaubte es um dieser Versäumniß willen jetzt selbst überbringen zu sollen.“

Er hatte den Briefumschlag aus der Tasche gezogen und ihn Hertha, die voll Schrecken und Spannung zu ihm aufsah, überreicht. Mit ungestümer Hast zerriß sie die Umhüllung, und als ihr nun wirklich die Kassenscheine entgegenfielen, welche ihr Vater nach jener heftigen Scene im Hause des Ermordeten vor Helene auf den Tisch geworfen hatte, konnte sie einen Ruf des Schreckens nicht unterdrücken.

„O, mein Herr, die Versäumniß Ihres Oheims ist schlimmer, als Sie ahnen können! Die Unglückliche hat unser Geld nicht mehr annehmen wollen und es vorgezogen, ohne die geringsten Mittel in die Welt hinauszugehen? Und das konnte Ihr Onkel zugeben? Er konnte es übernehmen, einen solchen Auftrag auszuführen?“

„Gestatten Sie mir, zu bemerken, daß Ihre junge Verwandte ihn nicht in ihr Vertrauen gezogen hat; daß mein Oheim kein Recht besaß, nähere Erklärungen von ihr zu fordern, und daß sie unzweifelhaft einen anderen Weg für die Rücksendung des Geldes gefunden haben würde, wenn er sich geweigert hätte, ihre Bitte zu erfüllen.“

„Das ist vortrefflich plaidirt, mein Herr; aber wenn der Herr Landrichter weniger Jurist und etwas mehr fühlender Mensch gewesen wäre, als dies Ansinnen an ihn gestellt wurde, so hätte er wahrnehmen müssen, daß es aus dem verzweifelnden Herzen eines unerfahrenen Kindes kam. Er hätte die Unglückliche dann nimmermehr schutzlos ihrem Schicksal überlassen können!“

„Die Erregung macht Sie ungerecht, mein Fräulein! Mein Onkel hat es, so viel ich weiß, an freundlichem Zuspruch bei jener Gelegenheit nicht fehlen lassen. Wenn sein Rath und sein Beistand zurückgewiesen wurde, so war er damit eben an den Grenzen seines Vermögens angelangt; aber noch gestern Abend sprach er voll innigster Theilnahme von der jungen Dame.“

„In der That? Das ist sehr gütig! Sie aber, Herr Assessor, scheinen in diesem Fall ein weniger dringendes Bedürfniß zu einer Einmischung empfunden zu haben, als bei einer früheren Gelegenheit, obwohl es gerade diesmal vielleicht nur sehr geringen Scharfsinns bedurft hätte, um ein drohendes Unheil zu erkennen.“

„Wenn diese Worte einen Vorwurf in sich schließen, so darf ich denselben als unverdient zurückweisen. Ich konnte unmöglich annehmen, daß eine Verwandte des Herrn Armbrecht, die noch dazu die vertraute Freundin seiner Tochter war, des Beistandes fremder Leute bedürfen würde.“

Mit männlicher Ruhe und Festigkeit war er ihren heftigen Worten begegnet. Hertha erwiederte seine letzte Aeußerung nur durch einen flammenden Zornesblick und wandte sich dann auf's Neue an Ramin.

„Sie hören, Herr Graf, wie die Dinge liegen! Als ich vorhin Ihren ritterlichen Schutz für meine arme Base in Anspruch nahm, konnte ich wenigstens in dem Gedanken eine gewisse Beruhigung finden, daß sie für den Augenblick noch genügend mit Geldmitteln versehen sei. Durch die Botschaft des Herrn Assessors ist mir jetzt auch dieser schwache Trost genommen worden. Ich weiß, daß Helene nur eine geringe Summe bei sich geführt haben kann, und ich zweifle nicht, daß sie bereits in die furchtbarste Bedrängniß gerathen ist. Wenn ich mich nun so tief vor Ihnen demüthige, meine vorige Bitte noch einmal zu wiederholen, wollen Sie mir ihre Erfüllung auch dann noch verweigern?“

Ramin fühlte, daß die glitzernden Brillengläser des Assessors unverwandt auf ihn gerichtet seien, und diese peinigende Empfindung brachte ihn mehr und mehr um seine Sicherheit und kluge Berechnung. Einer geradezu tollkühnen Eingebung folgend, erwiederte er ohne Bedenken: „In der That, Fräulein Hertha, ich würde einem Wunsche, der von so theuren Lippen kommt, selbst auf Kosten meiner Ehre nicht widerstehen können, wenn ich mir zuvor eine wirkliche Berechtigung erworben hätte, mich in so delikate Familienangelegenheiten zu mengen. Ein Wort von Ihnen ist hinreichend, mir nicht nur vor meinem eigenen Gewissen, sondern auch vor aller Welt die erforderliche Legitimation zu gewähren.“

„Ein Wort von mir? Ich verstehe Sie nicht, Herr Graf.“

„Die Gegenwart eines Fremden macht es mir unmöglich, mich deutlicher zu erklären. Vielleicht gestatten Sie mir, in einem geeigneteren Augenblick darauf zurückzukommen.“

Hertha's Athem ging rascher. Ihr Gesicht war plötzlich sehr blaß geworden, und sie sah mit einem fast scheuen Blick zu Guido hinüber, als erwarte sie, daß jetzt von diesem eine Entgegnung, ein Widerspruch kommen müsse. Aber der Assessor trat statt dessen auf die Frau des Hauses zu, um sich Abschied nehmend vor ihr zu verbeugen.

„Da mein Auftrag erfüllt ist, habe ich keine Veranlassung mehr, den Herrschaften noch länger lästig zu werden. Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen.“

Von dem Vorzimmer her ertönte eben Armbrecht's harte Stimme, wie er dem Diener irgend einen strengen Befehl ertheilte.

„Mein Vater ist zurückgekehrt,“ sagte Hertha hastig, statt den Gruß des Assessors zu erwiedern. „Ich bitte Sie, noch für eine kurze Zeit zu verweilen.“

Die verdrießliche Miene des Hausherrn

heiterte sich auf, als er bei seinem Eintritte den Grafen erblickte. Ohne den abseits stehenden Assessor sogleich wahrzunehmen, ging er auf ihn zu und schüttelte ihm herzlich die Hand.

„Willkommen, mein bester Herr Graf! Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, daß ich nicht da war, Sie zu empfangen. Nun, ich denke, Sie werden mich hier nicht sonderlich vermißt haben — wie?"

„Du übersiehst Herrn v. Reichenbach, Vater!" fiel Hertha ein. „Er ist gekommen, um Dir das Geld zurückzubringen, welches Du Helene mit auf den Weg geben wolltest. Sie hat es verschmäht, sich einer Unterstützung zu bedienen, die ihr in solcher Form angeboten wurde."

Armbrecht hatte sich hastig umgewendet. Er sah das Papiergeld neben dem zerrissenen Briefumschlage auf dem Tische und das ernste Gesicht des jungen Assessors, ohne sogleich den ganzen Zusammenhang der Dinge begreifen zu können. Aber während Guido ihm mit wenigen gemessenen Worten denselben erklärte, gewann er seine gewöhnliche hochmüthige Haltung schon wieder zurück.

„Ich bin Ihnen sehr verbunden, Herr Assessor, daß Sie sich in eigener Person bemüht haben," sagte er, ohne auf die peinliche Angelegenheit einzugehen. „Hoffentlich machen Sie uns das Vergnügen, für heute Mittag unser Gast zu bleiben."

„Zu meinem Bedauern rufen mich Amtsgeschäfte nach der Stadt zurück."

„Ah, sehr schade! Nun, ich rechne ein anderes Mal um so sicherer darauf. Von Ihnen, lieber Graf, nehme ich natürlich unter keinen Umständen eine Weigerung an. Ich lege für den ganzen Rest des Tages hiermit Beschlag auf Ihre Person."

Durch eine stumme Verbeugung erklärte Ramin seine Zustimmung; aber seinem gezwungenen Lächeln war es anzumerken, daß er viel lieber ebenfalls abgelehnt hätte

„Sie sind doch, wie ich hoffe, vollkommen wiederhergestellt?" plauderte Armbrecht weiter. „Meine Tochter soll Ihnen nach dem Mittagessen die neu eingerichteten Gewächshäuser zeigen. Oder sind Sie noch immer dazu verurtheilt, sich hinkend durch das Leben zu schleppen?"

Guido v. Reichenbach machte eine rasche Bewegung, und ohne daß eigentlich ein Grund dafür vorhanden gewesen wäre, fühlte Ramin infolge dieser Bewegung für einen Moment seinen Herzschlag stocken.

„Sie übertreiben, lieber Freund," brachte er mit Anstrengung hervor. „Die leichte Verletzung hat mich niemals genöthigt, zu hinken."

„Pardon, ich wußte nicht, daß es ein Geheimniß bleiben sollte," lachte der Schloßherr, „aber man mußte in der That beinahe blind sein, um es nicht zu bemerken. — Uebrigens, Herr Assessor, wie steht es denn mit der Untersuchungssache? Hat der Mörder endlich gestanden?"

„Nein! Aber ich habe in diesem Augenblick die Gewißheit gewonnen, daß es auch ohne sein Geständniß gelingen wird, ihn zu überführen."

„In diesem Augenblicke? Beschäftigt die Angelegenheit Sie so lebhaft, daß Sie sogar während unserer Unterhaltung zu neuen Schlüssen kommen konnten?"

„Sie beschäftigt mich unausgesetzt, Herr Armbrecht, und gerade in der letzten halben Stunde mehr als je zuvor! Doch meine Geschäfte rufen mich, ich bin genöthigt, mich Ihnen zu empfehlen."

„Ein unangenehmer Mensch!" sagte Armbrecht, als die Thür sich hinter ihm geschlossen hatte. „Ich habe immer die Empfindung, als wolle er mich mit seinen scharfen Brillengläsern durchbohren."

Mit der kurzen Erklärung, daß sie sich umkleiden müsse, verließ Hertha unmittelbar nach Guido das Zimmer. Draußen blieb sie einen Moment zaudernd stehen; dann aber raffte sie entschlossen die Schleppe ihres Reitkleides auf und eilte mit raschen Schritten in die Vorhalle des Schlosses hinab.

Der Assessor war im Begriff, dem Kutscher seines Miethwagens eine Anweisung zu ertheilen, als er der jungen Dame ansichtig wurde. Er lüftete noch einmal seinen Hut; aber er machte nicht Miene, sich ihr zu nähern, so daß Hertha genöthigt war, zuerst das Wort an ihn zu richten.

„Ich möchte Sie noch für wenig Augenblicke sprechen, Herr v. Reichenbach," sagte sie, ohne ihn anzusehen und mit einem lebhaften Unwillen gegen sich selbst, weil sie fühlte, wie ihre Wangen brannten. „Vielleicht gestatten Ihre — Amtsgeschäfte Ihnen diesen kurzen Aufenthalt."

Er trat von dem Wagen zurück und schritt, ihrer Führung folgend, an ihrer Seite in den Park hinein. Als sie sicher war, daß man sie vom Schlosse aus nicht mehr beobachten könne, blieb Hertha stehen.

„Wenn ich Ihren letzten Worten die rechte Deutung gegeben habe, so halten Sie Gerhard Freising nicht für den Mörder Kreuzkamp's," sagte sie ohne jede Einleitung, indem sie jetzt ihre hellen Augen fest auf sein ruhig ernstes Antlitz richtete.

„So ist es, mein Fräulein. Ich hege die unerschütterliche Ueberzeugung, daß er schuldlos ist."

„Und dennoch behält man ihn noch immer im Gefängniß? Dennoch läßt man alle Welt glauben, daß er ein Verbrecher sei?"

„Sie vergessen, daß ich nicht das Recht habe, seine Freilassung zu verfügen."

(Fortsetzung folgt.)

Thun.

(Mit Bild auf S. 257.)

In seiner schönen Lage an der Aare, eine Viertelstunde von ihrem Ausfluß aus dem Thunersee, bildet Thun, die alterthümliche und verkehrsreiche Stadt, von der wir auf S. 257 eine Ansicht bringen, mit ihrer reizenden Umgebung eine würdige Eingangspforte zum Berner Oberland. Einen prächtigen Eindruck macht das alte Schloß (oben rechts auf unserem Bilde), 1182 von einem Grafen von Zähringen erbaut, das innerhalb der Ringmauern des alten 1429 angebaute neue Amtsschloß und die schon um 993 gestiftete, 1738 neu aufgebaute Pfarrkirche. Thun bietet von jedem seiner höher gelegenen Punkte, wie z B. vom Kirchhofe aus, ein herrliches Gebirgspanorama, es ist ferner reich an geschichtlichen Erinnerungen und an Alterthümern. Die Stadt interessirt auch nicht weniger durch das, was sie der Gegenwart bietet: als erster Waffenplatz der Schweiz, wie durch ihre vielbesuchten Märkte, auf denen man das Leben und Treiben der einheimischen Bevölkerung studiren kann.

Enthauptung von Sklaven bei der Leichenfeier eines Häuptlings der Bayansi-Neger.

(Mit Bild auf S. 260.)

Die Bayansi-Neger, ein Bantuvolk, das die Ufer des Kongo vom Aequator bis zur Kuangomündung bewohnt, stellen sich das Leben nach dem Tode als eine unmittelbare Fortsetzung des gegenwärtigen vor. Es erscheint ihnen daher unerläßlich, einen abgeschiedenen Häuptling mit den Mitteln auszurüsten, um im Jenseits standesgemäß auftreten zu können. Zu dem Zweck muß ihm mindestens die Hälfte seiner Frauen und Sklaven in den Tod folgen. Die Frauen werden durch Erhängen in die andere Welt befördert, die Männer durch Enthauptung in der auf S. 260 dargestellten Weise. Man setzt das Opfer auf einen Holzklotz und bindet ihm Hände, Füße und Rumpf an sechs in den Boden geschlagenen Pfählen fest. Dann legt man ihm einen Ring aus Rohr um den Hals, an welchen eine Anzahl von Stricken befestigt sind, die sich oberhalb des Kopfes vereinigen und mit der Spitze eines dünnen, sprenkelartig herabgebeugten Baumstammes verknüpft werden. Da der elastische Baumstamm einen sehr starken Zug nach oben ausübt, so ist jetzt der Nacken des Opfers auf das Aeußerste gestreckt und der Körper ganz regungslos. Unter dem Rasseln der Trommeln und dem Beifallsgeschrei der Zuschauer tritt nun einer der Verwandten des verstorbenen Königs heran und trennt mit einem Streiche seines schweren, eigenthümlichen Hackmessers den Kopf vom Rumpfe, der sofort von dem zurückschnellenden Baume in die Höhe gerissen wird.

Die kleine Blumenfreundin.

(Mit Bild auf S. 261.)

Das prächtige kleine Mädchen auf unserem Bilde auf S. 261 (nach einem hübschen Gemälde von R. Epp) benützt jeden schulfreien Nachmittag, um in der Umgegend des Dorfes die holden Kinder Flora's zu pflücken. Von einem solchen Ausfluge sehen wir die kleine Blumenfreundin gerade wieder heimkehren, reich beladen mit ihren Lieblingen, die sie nun daheim zu einem prächtigen Strauße ordnen wird. Sorgsam hält sie diese Fülle von Blumen fest, und mit der glücklichen Sorglosigkeit der Jugend schauen die dunklen Kinderaugen in die schöne Welt hinein, die ihr so herrliche Schätze darbietet.

Herzbube.

Eine Geschichte aus dem Leben.

Von **L. Maurice.**

„Hoch, hoch, hoch!" klang es, und strahlenden Antlitzes nahmen wir, meine Braut und ich, die Gratulationen der Gäste entgegen. Die Augen meiner Schwiegereltern waren feucht, und namentlich meinem Schwiegervater war eine tiefe Rührung anzusehen.

„Mach' mein Kind glücklich," flüsterte er mir zu.

„So glücklich, wie Sie seine Mutter gemacht haben!" versetzte ich innig.

Was war denn das? Sein Antlitz färbte sich plötzlich dunkel. und seine starke Gestalt erbebte. Schnell faßte er sich aber wieder, wobei ein zärtlicher Blick seine neben ihm stehende, sich lebhaft mit den Gästen unterhaltende Frau streifte.

Ich hatte übrigens nicht viel Zeit, über diesen kleinen Zwischenfall nachzudenken, denn ein Brautpaar ist natürlich am Verlobungsabend außerordentlich in Anspruch genommen. So vergaß ich das eben erwähnte auffällige Verhalten meines Schwiegervaters schnell, und es wäre mir auch wohl nicht wieder in Erinnerung gekommen, wenn der alte Herr nicht selbst abermals die Rede darauf gebracht hätte. Das war am folgenden Morgen, als wir Beide in seinem Arbeitszimmer saßen, ein Glas Wein tranken und eine Cigarre rauchten. Er hatte mich, nachdem wir über dies und das gesprochen, einen Moment schweigend und nachdenklich angeschaut, schloß dann plötzlich ein Fach seines Schreibtisches auf und holte eine Spielkarte daraus hervor, die er auf den Tisch legte. Es war der Herzbube.

„Höre die Geschichte dieser Karte," sagte er dann feierlich; „ein jeder angehende Ehemann kann sich daraus eine gute Nutzanwendung ziehen.

Es gab zum Beginn meiner Ehe kein glücklicheres Paar als meine Frau und mich. War auch kein Vermögen da, so blickten wir doch sorgenlos in die Zukunft; meine Tischlerei ging flott, bald mußte ich einen Lehrburschen, dann auch noch einen Gesellen annehmen. Die ersparten Thaler in der Kommode vermehrten sich, und dabei konnte noch manches Stück Haus-

rath angeschafft werden. Als nun auch Familienzuwachs, ein allerliebstes Mädchen, kam, da wußten wir vor lauter Seligkeit nicht wohin.

Eines Abends, als wir gerade bei Tische saßen, pochte es an die Thür, und herein trat ein alter Bekannter, Bernhard Willers, den ich längere Jahre nicht mehr gesehen. Ich freute mich sehr darüber.

„Iß mit uns," lud ich ihn ein.

Er dankte aber und bat mich, ihn lieber zu einem Glase Bier zu begleiten, wobei wir uns ordentlich aussprechen und von alten Zeiten plaudern könnten.

Ich sah meine Frau an; ich war, so lange wir verheirathet, niemals ohne sie ausgegangen.

Sie maß den Besucher mit nicht gerade freundlichen Blicken und meinte: „Ich habe gleich in der Küche zu thun, und die Leute hier" — sie wies auf die Gesellen und Lehrburschen — „gehen gleich fort; Sie können also auch hier ungestört mit meinem Mann besprechen, was Ihnen beliebt. An einem Trunk Bier soll es ebenfalls nicht fehlen."

In diesem Moment begann die kleine Martha in ihrer Wiege zu weinen. Willers deutete auf das Kind und versetzte lächelnd: „Es geht doch wohl nicht."

„Sie schläft sofort wieder ein," erklärte Anna, nahm aber trotzdem die Kleine auf den Arm und begab sich mit ihr hinaus. Geselle und Lehrbursche folgten ihr.

Willers sagte aber nochmals: „Komm mit, Franz."

„Ich möchte nicht gern; es wäre das erste Mal, daß ich meine Frau nach Feierabend allein ließe."

„Das lob' ich mir," höhnte mein Besucher. „Nun ja, sie sieht schon darnach aus, daß Dir solch' ein Ausgang ohne ihre Erlaubniß übel bekommen könnte."

Sein spöttischer Blick und Ton veranlaßten mich, ihm zu zeigen, daß ich Herr im Hause sei. Ich benachrichtigte Anna und entfernte mich mit Willers.

Wir begaben uns in eine benachbarte Gastwirthschaft, wo mein Begleiter plötzlich mit freudig überraschtem Gesicht und den Worten: „Das nenne ich ein unerwartetes Zusammentreffen!" auf zwei an einem Tische sitzende Männer zuschritt. Die Drei schüttelten sich die Hände, und Willers machte dann die Fremden, die Gerzheim und Kuhnert hießen, mit mir bekannt.



Enthauptung von Sklaven bei der Leichenfeier eines Häuptlings der Bayansi-Neger. (S. 259)

„Es sind ein paar lustige Brüder," bemerkte er zu mir und erkundigte sich bei Jenen nach der Veranlassung ihres Hierseins.

Sie erwiederten, es handle sich um den Abschluß eines größeren Geschäftes. Die Beiden begannen dann allerlei Schnurren auszukramen, wobei ich mich vortrefflich unterhielt. Nachdem eine Stunde vergangen, erklärte ich jedoch, wieder nach Hause zu müssen.

„Nun sieh Einer den Menschen an!" rief Willers. „Mitten im schönsten Amusement will er sich drücken. Sei kein Narr, Franz; so jung kommen wir nicht mehr zusammen."

„Kennen Sie das neueste Kartenkunststückchen?" fragte Gerzheim. „Wo liegt der Bube? heißt es. Ich wette um fünf Groschen, daß Sie ihn nicht finden."

Dabei holte er schon ein Kartenspiel aus der Tasche, zog drei Karten, darunter den Herzbuben, heraus und nahm sie, den Buben als unterste zeigend, in einiger Entfernung voneinander flach zwischen Daumen und Mittelfinger, um sie dann rasch neben einander mit dem Rücken nach oben vor sich auf den Tisch hinzuwerfen.

„Nun, wo liegt er?" fragte er.

„Da," sagte Willers und deutete auf die Mittelkarte.

„Richtig," versetzte Gerzheim gelassen. „Hier, fünf Groschen. Noch einmal?"

„Mit Vergnügen," schmunzelte Willers.

„Sie werfen ja muthwillig Ihr Geld fort," sagte ich zu Gerzheim. „Das muß jedesmal gerathen werden."

„So? Meinen Sie?" versetzte Jener mit eigenem Lächeln. „Dann versuchen Sie es doch einmal."

„Ich will Ihr Geld nicht gewinnen."

„Aber ich das Ihrige." Er warf die Karten auf's Neue mit Blitzesschnelle vor sich hin.

„Da," sagte ich, auf die rechts befindliche deutend.

„Falsch," schmunzelte Gerzheim, die Mittelkarte aufhebend und zeigend, „hier ist er; ich bitte um fünf Groschen."

Aergerlich zahlte ich.

„Noch einmal," forderte Gerzheim auf, zeigte wieder den Buben und ließ die Karten dieses Mal etwas langsamer fallen.

„Hier," meinte ich, nunmehr die Mittelkarte bezeichnend.

„Leider wieder nicht getroffen," lautete der Bescheid. Der Bube lag in der That rechts.

Ich begann hitzig zu werden, wozu auch das genossene Bier beitrug. Kurz und gut, als ich endlich drei Stunden später schwer berauscht nach Hause schwankte, hatte ich an Gerzheim sechs Thaler verloren, die ich am nächsten Tage zu bezahlen versprochen.

Meine Frau empfing mich mit verweinten Augen. Ich stolperte mit scheuen Blicken die



Die kleine Blumenfreundin. (S. 259)

Treppe hinauf, entledigte mich mühsam der Kleidungsstücke und warf mich auf's Bett. Am nächsten Morgen quälte mich heftiges Kopfweh, nicht minder peinlich bedrückte die Erinnerung an den vergangenen Abend meinen Geist. Wie konnte ich die an Gerzheim zu zahlenden sechs Thaler an mich nehmen, ohne daß Anna, die unseren Vermögensstand auf Heller und Pfennig kannte, den Betrag vermißte? Es drängte mich, ihr Alles zu sagen, allein es fehlte mir der Muth dazu; ich schämte mich meines Leichtsinns.

Der Geselle und der Lehrbursche mußten meine üble Laune entgelten. Mit einer wahren Wuth hobelte ich darauf los.

Plötzlich trat mein Freund Willers mit heiterer Miene, als sei nicht das Geringste vorgefallen, in die Werkstatt.

„So fleißig?" meinte er. „Ich komme, Dich zum Frühschoppen abzuholen."

„Ich danke," lautete meine kalte Antwort; „ich habe an dem gestrigen Abend genug."

„Wieso? Wegen der verlorenen lumpigen —"

„Halt Dein Maul!" raunte ich ihm ingrimmig zu. „Gib mir Gerzheim's Adresse, ich werde ihm nachher sein Guthaben schicken und bin dann mit der Geschichte fertig."

„Ohne den Versuch anzustellen, das Geld wieder zu gewinnen?"

„Jawohl. Du erwiesest mir durch die Vermittelung dieser Bekanntschaft keinen Freundesdienst."

„Schön. Mir machst Du Vorwürfe und bist doch allein schuldig. Hieß ich Dich etwa wie toll darauf loszurathen, wo nur ein bischen Verstand nöthig war, um jedesmal zu gewinnen?"

„Jedesmal zu gewinnen?"

„Ja, gestern Abend in Gegenwart der Beiden konnte ich Dir den Kniff natürlich nicht erklären. Ich gewann ja, wie Du Dich erinnern wirst?"

„Richtig. Nun, wie verhält sich die Sache?"

„Man muß auf den Daumen achten. Dieser und der Mittelfinger halten den Buben zu unterst, er muß sich jedesmal bewegen, um ein Karte fallen zu lassen; merkt man sich also, wo das zuerst geschieht, so ist auch festgestellt, wohin die unterste Karte, der Bube, gefallen ist. Es gehört freilich ein scharfes Auge dazu."

Der Gedanke durchzuckte mich, daß ich auf diese Weise ja die verlorenen sechs Thaler wieder gewinnen könne, ohne mein Spargeld angreifen und meiner Frau etwas gestehen zu müssen.

„Ob Gerzheim mir vielleicht so lange Ausstand gibt, bis ich mein Glück noch einmal versucht habe?" fragte ich zögernd.

„Warum nicht? Er weiß ja, daß Du dafür gut bist."

Ich riß entschlossen die Arbeitsschürze ab und sagte: „Ich gehe mit, nur dies eine Mal noch."

„Franz," sagte meine eben in der Thür der Werkstatt erscheinende Frau ängstlich, „willst Du wieder fort?"

„Ich bin gleich wieder da," versicherte ich und eilte mit meinem Begleiter schnell davon.

In dem Bierhause saßen Gerzheim und Kuhnert bereits hinter ihren Gläsern.

„Ah, beabsichtigen Sie noch einmal Ihr Glück zu versuchen?" rief mir der Erstere entgegen und holte damit schon die Karten aus seiner Rocktasche. „Ich stehe mit Vergnügen zu Diensten. — Eins, zwei, drei. Wo liegt der Herzbube?"

Ich hatte genau Acht gegeben und sagte, mit Herzklopfen auf die linke Seite deutend: „Da!"

„Gerathen," brummte Gerzheim.

Ich seufzte erleichtert und nickte Willers dankbar zu.

„Noch einmal," sagte Gerzheim. „Eins, zwei, drei. Wo liegt er?"

„Da." Ich wies auf die Mitte.

„Wieder gerathen. Alle Teufel, jetzt muß ich's geschickter machen. Eins, zwei, drei. Wo liegt er?"

„Da, wieder in der Mitte."

„Diesmal irrten Sie sich. Sehen Sie, er liegt hier rechts."

Ich beschloß noch schärfer aufzupassen. Allein es half nichts; ich verlor jetzt wieder fortgesetzt. Aus Aerger trank ich immer zu. Eine Stunde lang ging das schlimme Spiel weiter.

„Hör' auf, Franz," ermahnte Willers inzwischen verschiedentlich, natürlich vergebens.

„Es sind jetzt fünfzehn Thaler," meinte da Kuhnert, der jedesmal, so oft ich verlor, einen Kreidestrich auf den Tisch gemacht hatte.

„Und wenn es hundert sind!" schrie ich, durch das viele Trinken meiner Sinne schon nicht mehr mächtig. „Ich bekomme sie schon wieder!"

„Dann könnten wir ja einen höheren Einsatz nehmen," schlug Gerzheim vor; „vielleicht einen Thaler?"

„Ist mir auch recht!"

Daß ich es kurz mache — nach drei Stunden kam ich abermals in völliger Trunkenheit heimwärts und war mir nur dunkel bewußt, Gerzheim einen auf hundertundfünfzig Thaler lautenden, in acht Tagen zahlbaren Wechsel unterschrieben zu haben.

„Franz, Franz!" jammerte meine an der Hausthür stehende, voll Sorge nach mir ausschauende Frau.

Ich begab mich wieder zu Bette und schlief meinen Rausch aus. Das Erwachen nach einigen Stunden war noch schlimmer als am Morgen. Hundertundfünfzig Thaler verloren! Beinahe meine gesammten Ersparnisse! Wenn Anna das erführe! Und verschwiegen konnte es ihr ja nicht bleiben, woher sonst sollte ich das viele Geld nehmen?

Ich sprang aus dem Bette, kleidete mich hastig an, stürzte aus dem Hause und lief, Verzweiflung im Herzen, ziellos durch die Straßen.

„Holla!" rief da plötzlich Jemand, und aufblickend gewahrte ich Willers.

„Laß mich!" knirschte ich. „Hätte ich Dich nie gesehen!"

„Dachte ich's mir doch. Trieb ich Dich vielleicht an, in solcher Weise das Spiel zu forciren, oder rieth ich nicht fortwährend aufzuhören?"

„Du brachtest mich mit jenen Kerlen zusammen."

„Keineswegs, wir trafen sie zufällig."

„Das sauer verdiente schöne Geld!" seufzte ich. „Jetzt kann ich wieder von vorne beginnen."

„Aergerlich ist das freilich. Wer aber spielt, muß sich auf dergleichen gefaßt machen. Du hättest auch ebensogut gewinnen können und kannst es noch immer."

„Bei der Geschicklichkeit dieses Menschen geht es unmöglich an, ihm so, wie Du riethest, auf die Finger zu passen."

„Unmöglich? Ich werde Dir das Gegentheil beweisen."

„Wieso?"

„Komm mit. — Du brauchst nur zuzugucken," setzte er, als ich wie erschreckt zurückfuhr, lachend hinzu. „Ich überrede Dich wahrhaftig nicht, noch einmal Dein Glück zu versuchen."

Ich war nicht nur gespannt zu sehen, ob Willers seine Behauptung wahr mache; es hätte mir auch lebhafte Genugthuung bereitet, zu beobachten, wie Gerzheim, der bei meinen Verlusten so diabolisch geschmunzelt hatte, nun selbst verlor, und so folgte ich dem Anderen zum dritten Male zu dem Wirthshause.

Gerzheim und Kuhnert schienen an dieser Stelle ihren Wohnsitz aufgeschlagen zu haben; sie waren richtig wieder da oder auch vielleicht noch gar nicht fortgewesen.

„Holen Sie Ihre Karten 'mal wieder heraus," wandte sich Willers an den Ersteren. „Ich versprach meinem Freunde, zu zeigen, wie Sie verlieren."

Gerzheim lachte und zog die Karten hervor: „Um fünf Groschen?"

„Jawohl."

Das Rathen begann und Willers traf es fast immer. Er hatte schon bald ein erkleckliches Sümmchen vor sich liegen.

„Was zahlst Du mir, wenn ich für Dich rathe?" flüsterte er mir zu. „Du siehst, ich verdiene ganz nett dabei."

„Zehn Thaler!" versetzte ich hastig.

„Und wie viel darf ich für Dich riskiren? Es könnte mir doch auch einmal schief gehen, weshalb es besser wäre, wenn Du eine bestimmte Summe bezeichnetest, oder Halt sagtest, wenn ich aufhören soll."

„Gut, so werde ich Letzteres thun."

„Die zehn Thaler bekomme ich aber unter allen Umständen, ob ich nun für Dich gewinne, oder nicht?"

„Jawohl, jawohl!" erklärte ich, von der Spielleidenschaft auf's Neue beherrscht.

Wieder begann das Rathen, doch war Willers nicht mehr so glücklich; nach Verlauf einer Stunde erklärte er wegen zu großer Abspannung aufhören zu müssen. Es ergab sich, daß er nur einen Thaler zu meinen Gunsten herausgerathen hatte.

„Du schuldest mir also noch neun Thaler," meinte er, zu mir gewandt.

„Jawohl," sagte ich halb gedankenlos. Es war mir sehr unangenehm, daß er nicht mehr mitthun wollte.

Er schien meine Gedanken zu ahnen und bemerkte: „Morgen ist auch noch ein Tag; um elf Uhr Vormittags will ich wieder hier sein; so lange mußt Du Dich gedulden."

Es war mittlerweile Abend geworden. Schweren Herzens machte ich mich auf den Nachhauseweg. Jetzt kam das Beisammensein mit Anna.

Ich begab mich zuerst in die Werkstatt. Zu meinem Befremden brannte in derselben kein Licht, und weder Geselle noch Lehrbursche war bei der Arbeit. Ich schritt in's Wohnzimmer. Da saß meine Frau, das Kind auf dem Schoße, mit verweinten Augen.

„Wo sind die Leute?" fragte ich.

„Der Geselle ging fort," schluchzte Anna. „Er wisse in dem Stück ohne Deine Anweisung nicht mehr weiter. Den Jungen schickte ich, da er auch keine rechte Beschäftigung mehr hatte, ebenfalls nach Hause."

„So, so," murmelte ich gleichgiltig, ließ mich auf einen Stuhl nieder und starrte vor mich hin.

„Franz," schrie da meine Frau auf. „Ich bitte Dich, sage mir, was ist mit Dir vorgegangen? Was hat der Mensch, der Willers, in der kurzen Zeit aus Dir gemacht?"

„Ach, sei nicht thöricht," brummte ich. „Darf ich denn nicht 'mal einige Minuten ausgehen?"

„Das thatest Du ja früher nie. Und wir hatten auch schon Schaden dadurch; Kaufmann Bremer war hier, er wollte eiligst etwas gemacht haben. Da er Dich nicht traf, ging er zu Bröhlmann."

„Er wird schon wieder kommen. Gib mir etwas zu essen, mich hungert."

Sie erhob sich seufzend. Wenn sie mir

hätte in's Herz sehen können! Ich speiste hastig und begab mich dann in die Werkstatt, um bis zehn Uhr zu schaffen und darauf zur Ruhe zu gehen. —

Am folgenden Morgen war mein nächster Gedanke, ob Willers heute in seinem Rathen mehr Glück für mich haben würde. Jedenfalls mußte ich demselben die schuldigen neun Thaler mitbringen.

Ich wartete, bis sich meine Frau in der Küche befand, schlich dann wie ein Dieb zu der mein Baarvermögen bergenden, im Schlafzimmer stehenden Kommode und entnahm derselben zwanzig Thaler, die ich zu mir steckte. Dann arbeitete ich bis elf Uhr und suchte hierauf wieder das Wirthshaus auf. Dort saßen Willers, Gerzheim und Kuhnert schon zusammen, was mich eigentlich hätte stutzig machen sollen, allein ich war nur von dem einen Gedanken erfüllt, meinen Verlust wieder einzubringen.

„Hier sind die neun Thaler," sagte ich zu Willers.

Dieser schob das Geld mit eigenem Lächeln in die Tasche und meinte: „Wenn Du weitere fünf Thaler zahlst, bin ich bereit."

Ich reichte ihm hastig das Verlangte, worauf er sich zu Gerzheim wandte: „Also vorwärts, holen Sie Ihre Karten hervor."

Das Spiel begann wieder, aber Willers hatte dieses Mal entschieden Pech.

„Weiß der Teufel," sagte er nach einer Weile zu mir, „ich treffe es heute nicht. Laß mich aufhören, Du machst sonst schlechte Geschäfte."

„Versuche es nur noch eine Weile," bat ich jedoch in meiner Verblendung; „es wird schon besser gehen."

„Erst zahlen," bemerkte da Gerzheim. „Ich möchte doch nun auch einmal Geld sehen. — Wie viel macht es, Kuhnert?"

„Achtundvierzig Striche zu fünf Groschen, also acht Thaler."

„Gib sie ihm," flüsterte Willers mir zu. „Ich habe so viel nicht bei mir. Würdest Du —?"

„So hole sie," unterbrach mein Freund mich kurz.

Ich war über diese barsche Abweisung nicht wenig betroffen, wollte es aber um Alles in der Welt augenblicklich nicht mit Willers verderben, erhob mich daher und schritt hastig meiner Wohnung zu. Vorsichtig huschte ich wieder die im Flur befindliche Treppe zu dem Schlafzimmer empor, schloß die Kommode auf, nahm den Geldsack heraus und wollte eben hineingreifen, als ein leises Geräusch hinter mir sich bemerkbar machte. Heftig erschreckt wandte ich mich um und erblickte Anna, die todtenbleich auf der Thürschwelle stand.

„Franz," stammelte sie, „wozu brauchst Du das Geld?"

Sie eilte auf mich zu und umfaßte verzweiflungsvoll meinen Arm.

Das hatte noch gefehlt! Wie sollte ich nun die Fortsetzung des Spiels ermöglichen? Bestürzung und Scham verwirrten mir immer mehr die Sinne.

„Laß mich los!" schrie ich und versuchte mich zu befreien, aber laut weinend klammerte sie sich nur noch fester an mich.

„Laß mich los!" schrie ich noch lauter, und als sie noch immer nicht willfahrte, erhob ich außer mir vor Wuth den Geldsack und schlug sie damit so heftig vor die Stirn, daß sie besinnungslos rücklings niedertaumelte. Dieser schreckliche Anblick brachte mich endlich zu mir. Voll bitterer Reue hob ich sie auf, trug sie auf das Bett und suchte sie wieder zum Bewußtsein zurück zu bringen, was mir auch nach einiger Zeit gelang.

„Verzeih, verzeih," flehte ich und bekannte dann meine ganze Schuld.

„Ich ahnte es," flüsterte sie. „Glaub' mir, Franz, Dein angeblicher Freund Willers ist mit jenen Schändlichen, die Dich ausgebeutet, im Bunde."

„O," stammelte ich, und wie Schuppen fiel es mir von den Augen.

„Du mußt sogleich den Wechsel einlösen, damit die böse Sache aus der Welt kommt," fuhr Anna fort. „Wenn wir uns, wie bisher, fleißig rühren, ist der Verlust bald wieder eingeholt, und wir sind um eine gute Lehre für das Leben reicher."

„O Du braves, treffliches Weib!" rief ich. „Ich schlechter Mensch verdiene Dich gar nicht."

„Schweig still," sagte sie, mir den Mund zuhaltend, und dann zählten wir hundertfünfzig Thaler ab, und ich begab mich damit zu der Schänke. Dort herrschte bei meinem Eintritt eine große Aufregung.

„Da ist er!" schrie der Wirth. „Der kann auch ein Wörtchen davon mitreden, den haben sie auch geplündert! — Die Polizei hat eben die drei Patrone geholt," wandte er sich zu mir. „Es waren steckbrieflich verfolgte Verbrecher aus der Residenz, sogenannte Bauernfänger!"

„Nicht möglich!" stotterte ich.

„Wenn Sie neues Geld geholt haben, so seien Sie froh, daß die Schufte in Numero Sicher sitzen. Mir schulden sie noch das Logis und die Zeche; hier, den Herzbuben, den die Polizei, als die Kerle bei ihrem Erscheinen die Karten unter den Tisch warfen, mit aufzuheben vergaß, behalte ich als einzige Entschädigung!"

Ich versuchte, so gut es ging, meine Vertrauensseligkeit zu entschuldigen und berichtete, daß der Eine der Bande, Willers, früher mit mir zusammen bei einem Meister gearbeitet habe. Ausgelacht und verspottet wurde ich natürlich trotzdem und war froh, als ich endlich wieder vor der Thür stand.

Am nächsten Tage erhielt ich eine Ladung vor den Untersuchungsrichter. Derselbe legte mir den Wechsel, welchen man Gerzheim abgenommen hatte, vor und fragte mich, wie der Betreffende zu dem Papier gekommen sei. Ich erzählte es und mußte abermals einige sehr unfreundliche Worte über meinen Leichtsinn hören.

Die drei Verhafteten wurden nach der Residenz geschafft und wanderten als vielfach vorbestrafte Verbrecher mehrere Jahre in's Zuchthaus. Mein Wechsel wurde durch Richterspruch für nichtig erklärt.

So kam ich noch mit einem blauen Auge davon; jenes Erlebniß wirkte jedoch nachhaltig auf mich, so daß es nicht einmal nöthig gewesen wäre, den Herzbuben, welchen ich mir von dem Wirthe ausgebeten hatte, zum mahnenden Andenken aufzuheben. Obgleich das Glück meine Unternehmungen begünstigte, meine Tischlerei sich mehr und mehr ausdehnte und endlich zur Möbelfabrik wurde und mich zum reichen Manne machte, der es sich schon gestatten durfte, hin und wieder Abends sein Spielchen zu machen, sah ich seitdem nie wieder eine Karte an, suchte dagegen meiner lieben Anna jenes unselige Vorkommen mit verdoppelter Zärtlichkeit zu vergelten. — Also, mein Junge," endete mein Schwiegervater, „ziehe die Nutzanwendung aus meiner Geschichte und erspare unserer Martha durch eigenes Verschulden bereitete trübe Stunden."

Ich gelobte es bewegt, und denke bis jetzt treulich Wort gehalten zu haben.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Die schwarze Perrücke. — In den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts war Thomas Elsbourne, gewöhnlich Tom genannt, in ganz England eine gefürchtete Persönlichkeit. Längere Jahre trieb er, von einem ungewöhnlichen Glücke begünstigt, sein Raubhandwerk, befreite sich einige Male aus der Gefangenschaft oder log sich vor dem Gerichte heraus, bis er, endlich ertappt, nach Botanybai deportirt wurde, wo er durch Ausdauer, Fleiß und Verstand sich ein großes Vermögen erwarb und zu hohem Ansehen gelangte. Aus diesem vielbewegten Leben sei folgender interessante Zug mitgetheilt.

Ein reicher Gutsbesitzer fuhr in seinem Wagen, mit zwei prächtigen Rappen bespannt, auf der Straße von Birmingham nach seinem Gute zurück. Er kam vom Wollmarkte, und daß er gute Geschäfte gemacht hatte, das bewies seine dicke Geldkatze, die er um die Hüfte trug.

Langsam kam ihm Tom, der sich durch eine ungeheure schwarze Perrücke unkenntlich gemacht hatte, entgegen geritten. Als er aber den Wagen des Landedelmannes erreicht hatte, erfaßte er blitzschnell die Zügel der Pferde, hielt ihm mit der anderen Hand eine gespannte Pistole vor das Gesicht und rief ihn an: „Blut oder Wolle!"

Dem erschrockenen Manne blieb keine Wahl. Er nahm seufzend von seiner gefüllten Geldkatze Abschied und reichte diese dem Räuber hin, der höflich dankte und nach der entgegengesetzten Seite davonsprengte.

Neben dem Landedelmann saß sein Advokat, den er zu seinem Gutssitze bringen wollte, damit sich derselbe dort die nöthige Information zu Führung eines Prozesses hole. Als sich nun der Beraubte über den Verlust seines Geldsackes ganz untröstlich zeigte, suchte ihn der Advokat zu beruhigen und versicherte ihn, der Räuber müsse leicht zu entdecken sein, da eine so auffallende Perrücke ihn gewiß überall kenntlich mache. Der Esquire setzte seine Pferde in Galop und man erreichte nach kurzer Zeit das nächste Dorf, wo die Konstabler instruirt, reitende Boten ausgesandt und die ganze Bevölkerung zur Verfolgung des Räubers auf die Beine gebracht wurde.

Tom, der Spitzbube, hatte sich jedoch inzwischen seiner Perrücke entledigt, sie an den Ast eines am Wege stehenden Baumes gehängt und war dann unangefochten davongeritten.

Zur selben Stunde ritt ein junger Mann auf derselben Straße daher. Er war der Sohn eines reichen Fabrikbesitzers, zur Zeit aber sehr trüber Seelenstimmung, denn er war bei dem Vater gewesen und hatte diesen um eine größere Summe Geldes gebeten, mit welcher er seiner in Birmingham wohnenden Braut einen Schmuck kaufen wollte; der alte Herr aber hielt diesmal seinen Geldbeutel fest zu und ließ den Sohn ablaufen. Dies war der Grund der Niedergeschlagenheit des jungen Mannes, die sich noch erhöhte, als er seiner reizenden Braut gedachte, der er nun den gewünschten Schmuck nicht überreichen konnte. In diesem Augenblicke hefteten sich seine Augen auf einen absonderlichen Gegenstand, den er an einem Baume hängen sah; es war dies die schwarze Riesenperrücke des Räubers Tom. Der junge Mann nahm sie mit der Reitgerte vom Aste herunter, und plötzlich, von einem gewissen Galgenhumor erfaßt, setzte er sie auf sein Haupt und trabte lachend fürbaß und dachte darüber nach, wie er seine Braut statt des Schmuckes vielleicht mit der sonderbaren Perrücke erheitern könne. Allein plötzlich hörte er hinter sich das Stampfen galopirender Pferde, dann sah er sich von sechs Reitern umringt und im Nu unter Fluchen und Schreien vom Pferde gerissen. Auf all' sein Protestiren und Fragen erhielt er vorerst keine Antwort, er ward gefesselt und stracks in's Gefängniß geführt, wo er endlich erfuhr, daß er des Straßenraubs beschuldigt werde, und daß man ihn an der Perrücke erkannt habe. All' sein Erklären und Darlegen der wahren Sachlage half ihm nichts; auch die hohen Summen, welche sein Vater und einflußreiche Personen als Bürgschaft für die Freilassung des Inhaftirten boten, wurden nicht angenommen, weil der beraubte Landedelmann und dessen Advokat, sobald sie die schwarze Perrücke erblickten, betheuerten, daß der Gefangene der Räuber sei.

Das Gerichtsverfahren nahm seinen Verlauf; der Tag der Urtheilsfällung war erschienen. Nochmals bot der Vater, der Anwalt und die Braut, die sich fast zu Tode weinte, Alles auf, um den jungen Mann, von dessen Unschuld sie fest überzeugt waren, zu retten. Aber was konnte das Alles dem Gerichte und den Geschworenen gegenüber helfen, die nichts fanden, was die bestimmten Aussagen des um sein Wollgeld erleichterten Landedelmannes und seines Advokaten entkräften konnte. Da erhob sich plötzlich ein feingekleideter Herr im Zuhörerraum, der bis dahin der Verhandlung mit gespannter Aufmerksamkeit gefolgt

war, und sprach über die Schranke hinüber: „Meine Herren Richter, ich bin in der Lage, etwas mitzutheilen, welches die Unschuld des Angeklagten darthun dürfte."

Die Richter ließen dem Herrn sofort die Schranken öffnen. Derselbe trat zu dem angeklagten jungen Mann, der, die schwarze Perrücke als Beweismittel auf dem Kopfe, in heller Verzweiflung auf der Anklagebank saß, und bat denselben um die verhängnißvolle Perrücke, die ihm dieser gleichgiltig hinreichte.

„Meine Herren Richter und Geschworenen," sprach jetzt der neue Vertheidiger, „ich bin dem Verhör mit Aufmerksamkeit gefolgt, und habe wahrgenommen, daß der beraubte Landedelmann und sein Advokat alles Gewicht auf die schwarze Perrücke legen, was mir doch sehr gewagt erscheint."

Nach diesen Worten setzte er die Perrücke auf seinen Kopf, ging dann auf den dicken Landedelmann los, wobei seine ganze Statur größer und stärker zu werden schien, faßte den Erstaunten mit kräftiger Faust an der Brust, während er ihm die andere Hand vor's Gesicht hielt, als ob er eine Pistole darin halte, und rief dabei mit einer Löwenstimme: „Blut oder Wolle!"

Ganz verblüfft starrten der Kläger und sein Advokat auf diese unerwartete Erscheinung, dann aber schrien sie wie aus einem Munde: „Haltet ihn! Greift ihn! Das ist der wahre Räuber! Wir haben uns bisher geirrt! Dieser ist es! Jetzt erkennen wir ihn genau und bestimmt!"

Der Herr hatte inzwischen die Perrücke wieder herunter genommen und dem Angeklagten überreicht, seine Gestalt war wieder so fein und zierlich wie zuvor und mit lächelndem Munde sprach er zu den Richtern: „Sie sehen, meine Herren, daß den beiden Anklägern die Perrücke Alles ist. Schon zwei Stunden lang sitze ich hier vor denselben, ohne daß einer Verdacht gegen mich schöpfte, aber kaum trete ich ihnen in der Perrücke entgegen, so halten sie mich für den Räuber, und so werden sie es wohl mit Jedem machen, der die Perrücke aufsetzt."

Nach diesen Worten verneigte sich der Herr unter dem Beifallsrufen des zuhörenden Publikums, das selbst die Richter nicht wehrten, weil sie von der Unschuld des Angeklagten überzeugt sein mochten und wohl froh waren, nun den Sohn eines so angesehenen Mannes freisprechen zu können.

Als sich die große Erregung, die sich aller Anwesenden bemächtigt hatte, legte, sah man sich nach dem interessanten Vertheidiger um, allein dieser war spurlos verschwunden. Der junge Angeklagte wurde freigesprochen, und wenige Monate später schon heirathete er seine Braut, die ihren Thränenstrom längst getrocknet hatte. An seinem Hochzeitstage empfing er durch die Post ein Packet, in dem sich ein prachtvoller Diamantschmuck befand und ein Blatt Papier, darauf Folgendes geschrieben stand:

Humoristisches.



Mißverstanden.

Ah, Herr Baron, Sie waren heute auf der Jagd, was haben Sie denn erlegt?

— Fünf Mark Strafe, weil ich den Jagdschein vergessen hatte.



Idyllisch.

„Ach, welch' liebliches Thal!" ruft ein Fremder. „Hier athmet Alles Frieden und Glück! — Was ist denn das für ein romantisches Gebäude dort auf dem Hügel, gute Frau?"

— „Das Zuchthaus!"

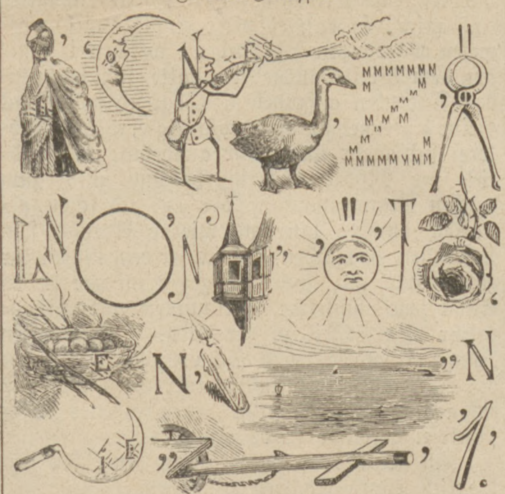
„Die Thränen der Braut, als sie ihren Geliebten in Gefahr wußte, habe ich gesammelt und zu Steinen werden lassen, die ich Euch hier sende, auf daß Ihr dem verzeiht, der schuld an Eurer Angst war, der Euch aber auch wieder befreite. Thomas Elsbourne, genannt Tom." [C. T.]

Eines Königs Ansicht über das Reisen. — Friedrich Wilhelm I. von Preußen erließ am 21. Januar 1714 das folgende Edikt:

„Wir Friedrich Wilhelm von Gottes Gnaden rc. haben mißfällig wahrgenommen, daß die Reisen der Jugend, ausserhalb Teutschland, insgemein zu einem großen Mißbrauch ausschlagen, indem nicht allein das bahre Geld ausser Landes geführet wird, sondern auch, anstatt daß dasjenige, so andere Nationen gutes und besonderes haben, in acht genommen und in unsere Lande versetzet werden sollte, im Gegentheil die anderswo in Schwang gehenden Untugenden bey uns eingeführet, und die Kosten vergeblich angewendet werden. Wir ordnen und wollen also: daß keiner von unseren Vasallen und Unterthanen, so unter 30 Jahre alt, ohne von uns erhaltene Erlaubniß ausser Teutschland reisen solle. Dafern aber jemand um Erlaubniß Ansuchung thun wird: sollen die Ursachen der Reise, wie in gleichem, wenn ein Hofmeister mitgegeben wird, dessen Namen und Herkommen, auch — wenn dieselbe abgeleget — was davon beobachtet worden, umständlichen Bericht abgestattet werden. Alles bey Vermeidung unserer Ungnade und willkürlichen Straffe. Friedrich Wilhelm."

[M. H.]

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 34.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 32:

Es ist eine der wichtigsten Pflichten, stets über seine Sitten zu wachen.

Füll-Räthsel.

Frau A.:

Und weiß denn auch das — Mädchen
Mit dem — umzugeh'n?

Frau B.:

Die Zimmer säubern, Straßen —
Versteht sie —; Sie werden seh'n!

Die zu ergänzenden Worte ergeben ein deutsches Sprichwort. [Emil Root.]

Auflösung folgt in Nr. 34.

Auflösung des Diamant-Räthsels in Nr. 32:

```
          O
        W E G
      M E S S E
    S T A T I O N
  S C H L E U D E R
O E S T E R R E I C H
  S C H A R L A C H
    N E M E S I S
      B R I E G
        I C H
          H
```


Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von der „Union" Deutsche Verlagsgesellschaft (früher Hermann Schönleins Nachfolger) in Stuttgart.